

# Leben in der Enge – Lernen von der Weite

Peter Winzeler

*In diesem Vortrag wird über die Erfahrungen aus einem erlebnispädagogischen Projekt auf einem Segelschiff für weibliche und männliche Jugendliche (6 Gruppen mit insgesamt 40 Jugendlichen), die sich in länger dauernden akuten Krisen oder Gefährdungssituationen befanden, berichtet.*

*Es werden die drei Bereiche des Zusammenlebens dargestellt, das Schiff mit seinen Randbedingungen, die BetreuerInnen und die Jugendlichen. Zwei Teams und zwei Jugendliche werden stellvertretend hervorgehoben.*

## 1. Einleitung

Als erstes möchte ich an dieser Stelle den Jugendlichen für das Vertrauen danken, das sie mir geschenkt haben. Sie hatten so viel Vertrauen, dass sie mir im Laufe der Reise eine Welt, ihre Welt eröffnet haben, die ich sonst nicht erlebt hätte. Ich durfte durch und von den Jugendlichen sehr viel lernen. Durch diese Erfahrung habe ich mein Leben neu überdacht, und es wurde mir bewusst, wie viel Glück es war, dass mein Leben anders verlaufen ist als das der Jugendlichen, weil mir die Chance gegeben wurde, Menschen zu treffen, welche mir jeweils an zentralen Punkten in meinem Leben weiterhalfen.

Ich bin in meinem Erstberuf Fachingenieur für Systemtechnik. Ich habe 30 Jahre Hochseerfahrung vor allem mit Regattasegeln. Ich war in England auf der Seefahrtsschule und habe acht Jahre als Kapitän in verschiedenen Anstellungen gearbeitet, vier Jahre davon als Kapitän und Betreuer in einem sozialpädagogischen Projekt. Ich habe die Ausbildung zum Erwachsenenbildner und zum Organisationsberater und Coach gemacht und bin seit zehn Jahren selbständiger Berater, Coach und Trainer in Chur (CH).

Was mich sicher für die Rolle des Kapitäns auszeichnet, ist das Interesse an Menschen, wie sie die Probleme im Alltag angehen und der Wille, mich mit diesen Jugendlichen zu reiben. Ich wollte auch etwas von meinen Erfahrungen in dieser Lebensform weitergeben.

Ich bin kein Therapeut und erwarten Sie von mir auch keinen Therapie-

bericht. Ich versuche die Zeit auf dem Schiff unter den Aspekten, welche sich aus dem Blickwinkel dieses Kongresses ergeben, zu schildern.

## 2. Das Schiff als Therapieraum

Jugendliche werden aufgrund unterschiedlicher Indikationen von den Behörden (Justiz bzw. Sozialamt), vereinzelt auch privat, einer Therapieeinrichtung zugewiesen. Die Behörden, vertreten durch den so genannten Versorger, waren denn auch die Kostenträger der Institution. Bezahlt wurde nach Tagessätzen, welche im Rahmen von vergleichbaren Therapieeinrichtungen waren.

Bei der Seefahrt gibt es in der Schweiz eine Zeit vor und eine Zeit nach Alinghi. Die Schweiz als Siegerin im America's Cup, der Formel 1 des Segelns, gehört heute zu den Seglernationen. Obschon viele Schweizer zur See fahren, ist die Seefahrt in der Öffentlichkeit nicht sehr verwurzelt. Landläufig tönt es etwa: „Ein bisschen Böötlifahren!“ Oder: „Was tun Seeleute außer saufen und ins Puff gehen?“ Entsprechend dieser vorgefassten Meinung wurden uns Jugendliche zugewiesen, für die man eigentlich die Hoffnung auf eine Änderung in ihrem Lebensskript aufgegeben hatte oder einfach nicht wusste, was mit den Jugendlichen zu tun wäre. Zu Beginn war es vor allem ein Kreis der Jugendlichen mit langer Heim- oder Gefängniserfahrung. Da waren Jugendliche dabei, die mit 19 Jahren das erste Mal einen Erwachsenen 24 Stunden um sich erlebten. Ihr großes Aha-Erlebnis war die Entdeckung, dass Erwachsene auch Probleme und nicht

einfach alles im Griff haben. Die Jugendlichen waren von kräftiger Statur und muskulös.

Später änderte sich das Umfeld, aus dem die Jugendlichen zu uns kamen. Sie kamen vermehrt aus der Wohlstandsverwahrlosung, oder weil sie im Leben keinen Sinn sahen. Man erhoffte sich, dass durch die Distanz zur Schweiz auch eine Distanz zu Freunden und Szene möglich wurde. Sie waren eher von feiner Statur und dröhnten sich mit Drogen zu, weil ihnen das Leben nach ihrer Empfindung zuviel abverlangte, sie irgendwie orientierungslos im Leben standen und nicht wussten, was mit dem Leben anzufangen sei. Es kam mir vor wie der Ruf: Haltet die Welt an, ich will aussteigen! Ihr Äußeres war schrill oder mindestens auffällig.

Sie lebten in der Szene, wurden aufgegriffen und in ein Heim gesteckt. Im Heim gab es nur einen Gedanken: abhauen, und sie gingen „auf Kurve“. So lebten sie wieder in der Szene oder als Stadtindianer und der Kreislauf begann von vorne. Ihr Lebensinhalt war das Organisieren des Lebensunterhaltes in Form von „mischeln“ oder stehlen. Ein Beispiel: Sie wussten, wann die Einkaufszentren ihr abgelaufenes Gemüse zum Abholen herausstellten. Viele von ihnen hatten hohe Fertigkeiten im „Organisieren“. Die Leistung, das Geld für den täglichen Drogenbedarf zu organisieren, ist nicht zu unterschätzen.

Ihr Ideenreichtum zur Lösung des Problems war beachtenswert. Leider war ihre Energie dabei häufig außerhalb der gesetzlichen Toleranz.

### 2.1 Zeitlicher Ablauf der Schiffszeit

Insgesamt waren es neun Monate, die sich wie folgt aufteilten:

*Ein Monat in der Schweiz:*

- Abklärungsgespräche mit den Versorgern;
- Zusammenfügen der Gruppe;
- Vorarbeiten für das Schiff;

- Lernen der Seemannsknoten;
- Tagesstrukturen.

*Ein Monat das Schiff für den Törn bereitstellen:*

- Kennen lernen des Schiffes;
- Namen der nautischen Einrichtungen;
- Identifikation der Gruppe mit dem Schiff (Heimat);
- Finden der inneren Bereitschaft für die Schiffszeit;
- Klarheit der Randbedingungen;
- Bilden der Kleingruppen/Wachstruktur;
- Arbeitsrhythmus;
- Seemannschaft;
- Notfallübungen;
- Reparaturen.

*Sechs Monate Fahrzeit*

*Ein Monat für die Suche eines Nachfolgeprogramms:*

- Ablösung von der Schiffszeit;
- Gespräche mit den Versorgern für eventuelles Nachfolgeprogramm;
- Auflösen der Gruppe.

## 2.2 Organisation der Betreuung

*Allgemein*

Es gab vier Betreuer<sup>1</sup> und acht Jugendliche, dabei hatte jeder Betreuer zwei Jugendliche.

Durch den Status der Selbstversorgung hatte jeder Betreuer noch zusätzliche Aufgaben.

*Schiff und Zeit auf dem Meer*

Die nautische Führung lag in der Hand des Kapitäns und eines Stellvertreters. Die therapeutische Leitung war Aufgabe der Psychologen oder Sozialarbeiter.

Die Gruppe wird in ein Wachsystem von drei Gruppen mit jeweils zwei mal vier Stunden eingeteilt. Es sind dabei Aufgaben zu erledigen wie Reparaturen am Schiff, Brot backen, Deck reinigen, Frühstück, Mittagessen und Nachtessen richten, Abwaschen und Schiff aufräumen.

*Schiff und Zeit im Hafen*

Die Tätigkeiten waren:

- Bunkern von Esswaren, Wasser und Diesel;
- Reparaturen;

- Ausflüge;
- Berichte.

Es gab gemeinsame Arbeitszeiten, wenn Gelegenheit war wurden kulturelle Anlässe besucht. Es gab Ausgang bzw. Landgang.

## 3. Eckpfeiler des Zusammenlebens

### 3.1 Allgemeines

Im Wesentlichen ist eine Situation auf dem Schiff folgenden Faktoren unterworfen:

- Schiff mit der Seemannschaft und dem Lebensrhythmus auf dem Meer (Entdeckung der Langsamkeit, beschränkter Lebensraum);
- Gruppe mit den jeweiligen Interaktionen;
- Meer als Lebensform und -raum (bei dem alles in Bewegung ist; bei dem vieles so weit ist, so unendlich ist; bei dem vieles im Leben so endlich wird).

Was mich von Beginn an bei der Arbeit mit den Jugendlichen immer wieder erstaunte war, wie die Jugendlichen hoch intellektuell und sehr analytisch über ihre jeweiligen Diagnosen reden konnten. Das hatte für mich immer etwas Absurdes. Es hatte selten einen wirklichen Bezug zu ihnen. Mir kam es vor wie der Spruch: „Vor 14 Tagen wusste ich nicht wie man Inschinör schreibt und jetzt bin ich einen!“ Die zugewiesenen Defizite trugen sie oftmals wie Orden auf der Brust.

### 3.2 Randbedingungen des Schiffes

Das Schiff war eine Therapieeinrichtung, die nicht nur in der physischen Distanz fern der Heimat war. Das Leben an Bord ist eine eigene Welt. Bei allen Gesprächen mit der Koordinationsstelle wurde einem immer wieder bewusst, wie weit die Erlebniswelten von Schiff und Schweiz auseinander waren.

Das Leben an Bord war geprägt von eigenen, nicht immer klar benennbaren Interaktionen. Jede Gruppe gab sich innerhalb von zwei bis drei Wochen eine eigene Kultur. Auffallend war für mich immer wieder, wie die Sprache als erstes Zeichen die Gruppenkultur sichtbar machte. Eine Gruppe hat es geschafft,

sich nur noch mit 13 verschiedenen Wörtern zu unterhalten, und trotzdem wusste jeder was los war. Äußere Zeichen waren auch äußere Gemeinsamkeiten, sei es in kleinen oder größeren Zeichen. So hat eine Gruppe am Tallship Race mit roten Kopftüchern, Jeansjacken mit abgeschnittenen Ärmeln, das Image des Schiffes, das Pirata hieß, nach außen getragen. Wie sich die Jugendlichen sahen, zeigte sich immer wieder in aberwitzigen Details.

Was immer wieder erstaunte war, wie die Jugendlichen sich nach etwa drei Wochen mit dem Schiff identifizierten. Es war eine merkwürdige Liebesbeziehung, die den Jugendlichen eine „Heimat“ bot. Diese Liebesbeziehung hatte etwas ganz Reales, Persönliches. Etwas, das weit über eine Identifikation mit dem Schiff als Lebensraum hinausging.

Man war entweder in dieser Welt drinnen oder man war draußen. Mit der Koordinationsstelle in der Schweiz zu telefonieren konnte ohne weiteres einen Betreuer einen Tag beschäftigen: Bis die Verbindung geklappt hat und alle Informationen ausgetauscht waren brauchte es meist mehrere Anläufe.

Das beschränkte Raumangebot sorgte dafür, dass viele Reibungsflächen allein durch diesen Umstand vorgegeben waren. Einander ausweichen war unmöglich. Ein Holzschiff ist so ringhörig wie der Klangkörper eines Instrumentes. Trotz verschiedener Kabinen ist die physische Nähe permanent da, ein Rückzug praktisch unmöglich. Es fehlt der Sichtkontakt, doch bleiben die Geräusche und Gerüche. An Deck wird einem die Beschränkung des Raumangebotes noch bewusster. Diese Enge gibt einerseits Geborgenheit in der weiten Welt des Meeres, aber andererseits auch einen permanenten Druck. Das Leben an Bord lässt praktisch kein Privatleben zu. Post von zu Hause gibt es nur in den größeren Häfen etwa zwei bis dreimal pro Törn. Besuche aus der Schweiz bringen die Post mit. Telefone sind nur über Funk möglich, und das ist mit Stress für alle verbunden. Motor

<sup>1</sup> Der leichten Lesbarkeit halber wird nur die männliche Form verwendet.

laufen lassen und langes Warten auf eine Funkverbindung. Meist ist nur eine kurze Mitteilung an den Funker von Bern Radio möglich. Diese Telefonate sind so privat wie ein Inserat in der Zeitung.

Die längeren Zeiten auf See verlangsamten den eigenen Rhythmus. Alles geht im Rhythmus des Schiffes, nur unterbrochen, wenn es ein Manöver mit dem Schiff gibt. Wecken, aufstehen, Rudergehen oder Arbeiten der Wache erledigen – durch das Schaukeln des Schiffes ist alles anstrengender als an Land, und man geht wieder schlafen. Absuchen des Horizontes nach Schiffen oder in der Nacht nach Positionslichtern lässt es zu, dass man vermehrt den eigenen Gedanken nachgeht. Das Rudergehen ist etwas sehr Ruhiges und verlangt nach extremer Langsamkeit. Wenn am Steuerrad gedreht wird passiert durch die Größe und Trägheit des Schiffes erst einmal gar nichts. Wenn das Schiff sich anfängt zu drehen und man gibt zuviel Gegenruder, schaukelt sich das Schiff immer mehr zu einem unruhigen Zickzackkurs auf. Als Kapitän schläft man selten tief. Das Ohr und die Aufmerksamkeit sucht jede Veränderung im Wellenschlag an der Bordwand, und jede Bewegung an Bord wird registriert. Kursabweichungen von mehr als fünf Grad rufen dann schon den „Alten“ an Deck, und daran hat niemand Interesse. Die Crew kennt man am Schritt. Das braucht keineswegs so auffällig zu sein, wie das Holzbein bei Ahab im Moby Dick.

Stürme stellen hohe Anforderungen an die Konstitution der Besatzung. Da sieht man die Mitglieder der anderen Wachen nur bei den Manövern. Jeder Schritt an Deck ist eine Herausforderung und verlangt große Achtsamkeit, weil man sonst von einer Welle geduscht wird, oder man schlittert von einer Welle getrieben über das Deck. Das Gehen ist geprägt von der Bewegung des Schiffes, ein Schritt geht steil bergauf und der nächste dann gleich wieder nach unten. Die großen Wellen sind wie im Lift eingeschlossen sein, wie ständiges pendeln zwischen dem Parterre und dem sechsten Stock.

Noch schlimmer sind die Flauten.

Das Verdammt sein zum Warten treibt die Besatzung an die Grenzen des Erträglichen. Das sind therapeutisch besonders wertvolle Zeiten. Der Wunsch an den Kapitän, den Motor doch bitte laufen zu lassen um weiterzukommen, wird mit den unterschiedlichsten Versprechen verknüpft.

Die langen Seereisen sind ein wesentlicher Bestandteil der Therapie. Zu einer Reise aufbrechen hat immer auch etwas mit dem Aufbrechen der eigenen Krusten zu tun. 20 bis 30 Tage auf See ohne Sicht auf Land und Ablenkung, konfrontiert jeden und jede mit sich selbst. Die 2789. Welle ist nicht viel anders als die 10476. Nach einer Woche sind die Batterien in den Geräten schlapp, und der Walkman oder der Bordradio eiert nur noch vor sich hin. Die Inhalte der Tonträger kennt sowieso jeder auswendig. Nach 500 Mal Pink Floyd „The Wall“ wird es zur Tortur. So bleibt einem schlussendlich nur der treueste Begleiter im Leben und es beginnt die Beschäftigung mit sich selbst. Die dreidimensionale Bewegung des Schiffes hilft, dass die „eigene Welt“ mit anderen Augen gesehen wird. Horizontal und vertikal sind nicht mehr klar erlebbare Richtungen. Ausdruck einer veränderten Wahrnehmung ist, wenn bei der Ankunft in einem kleinen Hafen, der mehr Dorf als eine Stadt ist, die Jugendlichen, denen keine Disco zu hektisch und kein Film nervös genug sein kann, bei einem Landgang nach einer Viertelstunde wieder an Bord kommen, um sich über die Hektik und Überflutung der Sinne zu beklagen.

Dieses Verlangsamten im Lebensrhythmus wird mit jeder Seemeile zusätzlich spürbarer. Mit der Verlangsamung steigt der innere Energiepegel. Das Aufbrechen der Krusten wird immer sichtbarer. Die Krusten, bestehend aus unendlichen Verletzungen, die – wie ein Panzer – das Lebendige, Weiche bei den Jugendlichen umschließen, ähnlich einem Panzer bei einem Krebs – diese Krusten zeigen Risse, und das Lebendige wird sichtbar und beginnt über die dunklen Seiten der Vergangenheit zu strahlen.

### 3.3 Realitäten im Schiffsbetrieb

Es wurde zwar immer verlangt, dass jeder Törn ein pädagogisches Konzept vorlegt, doch die Realität hat etwas anderes aufgezeigt. Trotz Konzepten und dem Willen diese auch zu leben, kam die Person des Kapitäns unvermeidbar ins Zentrum und unterwanderte die Arbeitsteilung von nautischer und pädagogischer Leitung auf See immer wieder. Die Jugendlichen richteten sich auf den Kapitän aus als dem Mann, an dem sie Mass nehmen. Die Projektionsfläche der Figur „Kapitän“ ist in ihrer Ausgestaltung tief in der Phantasie der Menschen als etwas geradezu Archaisches verankert. Da sind so viele Sehnsüchte und Wunschvorstellungen damit verbunden, die wenig bis gar nichts mit der realen Person gemein haben. Ein Aspekt der Projektion ist sicher, dass die Person ganz oben in der Hackordnung und fern dem Festland mit fast grenzenloser Macht über Leben und Tod ausgestattet scheint. Das wird als Bild und Vorstellung durch Philosophen (Foucault), in vielen Geschichten (Meuterei auf der Bounty, Moby Dick) oder Filmen (Piratenfilme, Das Boot) auch genutzt. All dies macht die Rolle des Kapitäns zu der zentralen Identifikationsfigur.

Die Projektionsfläche macht wiederum den Spielraum dieser Rolle eng und hat seine Tücken. Es wird sehr viel vom Inhaber dieser Rolle verlangt und sie ist alles andere als einfach zu erfüllen. Was immer der Kapitän macht, alle zeigen auf ihn. Es hat aber auch seine Chancen. Man kann sich gegen diese Identifikation mit viel Kraft auflehnen, oder man kann die Möglichkeiten dieser Rolle nutzen. Die Verführung durch die Macht ist nicht zu unterschätzen. Von mir darf ich sagen, dass das Interesse an der Auseinandersetzung mit der Crew und den Jugendlichen zum Glück immer größer war als mein Interesse an der Figur des Kapitäns.

Meine männliche Identifikation, die ich auch immer versucht habe zu leben, entspricht weder dem allgemeinen Bild Mann, noch der vorherrschenden Vorstellung von Kapitän oder „Seewolf“. Diese Jugendlichen haben mich immer

wieder an meine Schwachstellen heran geführt und neu hinterfragt, ob mein Leben auf See eine Lebensform, ein Abenteuer oder einfach ein Ausbruch ist. Meine Bereitschaft mich nicht hinter der Rolle zu verstecken, sondern mich auf eine Auseinandersetzung einzulassen, das war meiner Meinung nach ein wesentlicher Beitrag in dieser Therapieform. Für mich war es immer eine Einladung an die Jugendlichen, sie auf ein Stück Lebensweg in meine damalige Lebensform einzuladen. Mein Leben auf See war mir mehr Pilgerreise als ein Abenteuer, die ich aus verschiedenen Gründen gewählt habe. Ich habe mich, zwischen Kloster und See, für die See entschieden. Vielleicht war es mir auch deshalb möglich, die Rolle des Kapitäns in meinem Verständnis eher als Vaterfigur, in homerischem Sinne, denn als abgehobene Leitfigur zu leben. Die spirituellen Seiten des Lebens an Bord, die unendliche Weite der See, der ewige Rhythmus der Wellen, die unendliche Ruhe der Nacht – diese Momente öffnen jeden von uns und machen das Vertrauen in die Kraft eines höheren Wesens erfahrbar. Meiner Meinung nach fehlt uns eine solche Spiritualität auf unserem Weg durch den Alltag. Ich meine Spiritualität, nicht Religiosität.

#### **4. Das Team und seine Zusammensetzung**

Die Zusammensetzung des Teams, und die Interaktionen im Team, haben einen wesentlichen Einfluss auf das Leben an Bord und auf den Therapieverlauf bei den Jugendlichen. Was auch immer wünschenswert gewesen wäre; die Teambildung fand praktisch auf dem Schiff statt. Man sah sich meist noch zu einem Nachtessen vor der Abreise zum Schiff. Später hat sich dies verändert, doch hatten es die Teams nicht einfacher in der Teamfindung. Der Verein schaute nicht auf lange Arbeitsverhältnisse, damit war ein großer Wissensabfluss verbunden.

Die Rekrutierung der Teammitglieder erfolgte vor allem aus Personen, welche zwischen Ausbildung und Berufseinstieg standen. Jedes Team war anders. Ich möchte zwei Teams herausgreifen und beleuchten, um meine Erfahrungen darzulegen.

Eines der Teams wurde von einer Psychologin als pädagogische Leiterin geführt. Sie hatte eine langjährige Erfahrung als Supervisorin und als Psychologin mit eigener Praxis. Sie hatte jedoch keine praktische Erfahrung mit solchen Jugendlichen in einem solchen Umfeld und keine nautische Erfahrung. Sie hatte dem Verein ein pädagogisches Konzept vorgelegt, das von den Psychologen im Verein als beispielhaft bezeichnet wurde. Auf dieser Reise wurden der nautische und der therapeutische Betrieb klar getrennt. Es war meine erste Reise mit den Jugendlichen, und es war für mich eine lehrreiche Erfahrung. Das Team wurde immer wieder darin geschult, wie die Gespräche geführt werden müssen und wo mögliche Klippen sein könnten. So verliefen die Gespräche mit den Jugendlichen immer sehr strukturiert. Für mich bekam das Leben an Bord – geformt durch dieses Team – den Eindruck eines schwimmenden Heims. Niemals wieder war für mich der Unterschied zwischen den Welten der Erwachsenen und jener der Jugendlichen so stark. Wie schon gesagt, es war mein erster Törn mit den Jugendlichen und so habe ich das Symbol unterschätzt als drei Jugendliche im Hafenzug auftauchten. Das Machogehabe dieser Jugendlichen eskalierte dann auf See und führte zu einer Meuterei der Jugendlichen. Die Situation an Bord und die aufkommende Wetterlage, zwangen mich, schon aus Sicherheitsgründen, über die bestehende Teamstruktur hinweg eine hierarchische nautische Struktur zu installieren. Das Team bekam Risse und machte meinen Job an Bord zu einer sehr einsamen Sache. Es wurde nicht einfacher dadurch, dass sich die Jugendlichen offen mit mir solidarisierten. Die Wettersituation zwang uns alle, einen kühlen Kopf zu bewahren. Ich habe auf keiner Seereise jemals wieder bei den Jugendlichen eine solche Aggressivität erlebt.

Bei der Reflexion dieses Vorganges, steht nach meiner Meinung die Vorstellung der Jugendlichen vom Schiff im Zentrum: Das Schiff als schwimmendes Heim wollte nicht in ihre Vorstellung des Lebens an Bord passen. Ihre

Identifikation mit dem Schiff und dem Leben an Bord war bestimmend für ihren Entscheidung.

Im Ablauf der Schiffsphase gab es, neben den Identifikationsphasen, auch andere Phasen bei der Grundhaltung der Jugendlichen. So gab es die Phase in der die Werthaltung der Betreuer ohne weiteres angenommen wurde. Es kam dann die Phase der Rebellion, oder das Hinterfragen dieser Werthaltung, und dem Finden und Ausleben der eigenen Werthaltung.

Das zweite Team, das ich herausgreifen möchte, war letztlich geprägt durch die Wechselwirkung von einem Psychologen ohne praktische Erfahrung auf See und mir. Wir arbeiteten nicht nach einem Konzept, sondern nutzten die Unterschiede unserer Lebenshaltung in der Auseinandersetzung mit den Jugendlichen. Vereinfacht könnte man sagen: Das Spielerische war die Sache des Psychologen und das konkret Notwendige war meines, ohne damit etwas über die Qualität unserer Arbeit zu sagen. Die beiden Frauen im Team waren sehr mit sich, bzw. ihrer Situation an Bord beschäftigt, und trotz unserem Bestreben sie mehr ins Team einzubinden, gelang es nicht. Es wäre uns allen wichtig gewesen das Cliché der Männerwelt an Bord zu durchbrechen, doch verstärkte es sich eher. Wir beiden Männer waren in den jeweiligen Führungspositionen und die Konstellation, sowohl im Team, als auch in der Gruppe, entfachte eine Dynamik, die sich an den Männern orientierte. Wir hatten ein paar außergewöhnliche nautische Herausforderungen zu meistern. So ist uns bei dichtem Nebel im englischen Kanal der Radar ausgefallen. Aus verschiedenen Gründen drohte die Situation an Bord zu eskalieren und ich kam vier Tage nicht in die Koje. Nur das tiefe Vertrauen unter uns Männern gab uns den Rückhalt Entscheidungen zu treffen, die offenbar die Richtigen waren.

Wir beide waren sehr an der Lebensgestaltung der Jugendlichen interessiert. Voller Interesse haben wir immer wieder spontane Gespräche, über das Leben und wie es zu gestalten wäre initiiert. Wir durften viele Fortschritte bei den

Jugendlichen erleben. Ich bin fest überzeugt, das geschah aus der Wechselwirkung unserer Lebenshaltungen. Unser Interesse, gepaart mit dem Einverständnis unserer eigenen Unvollkommenheit, gab diese Mischung von Spontaneität, Ernsthaftigkeit und Lust Neues zu versuchen. Wenn ich heute in meine Aufzeichnungen schaue, so bin ich immer wieder überrascht, wie häufig wir intuitiv das Richtige taten. Wir Männer hatten eine große gegenseitige Wertschätzung, welche heute noch anhält. Diese Leichtigkeit des Seins war auch für die Jugendlichen ansteckend.

Ein wichtiger Punkt scheint mir dabei die Erfahrung der Jugendlichen, dass viele Interaktionen zwischen ihnen und der Umwelt aus gegenseitiger Verachtung bestand. Auf dem Schiff erlebten sie gebraucht zu werden, für die Manöver und den Alltag des Bordlebens. Das gab ihnen die Möglichkeit, die aufgeladenen Muster abzulegen, sich anders zu verhalten und damit Neues zu erfahren.

Die Frauen auf dem Schiff hatten es nicht leicht. Zwei Aspekte scheinen mir wichtig zu beleuchten: Erstens die Konfrontation mit dem Frauenbild, welches die Jugendlichen mitbringen und zweitens sind viele der Frauen in ihrer Ausbildung einen Weg der Emanzipation gegangen, der jetzt standhalten musste. Das Leben an Bord stellt Fragen an unsere Existenz.

Was an therapeutischer Herausforderung den Jugendlichen zugemutet wurde, gilt auch für uns als Teil der Crew. Auch wir machen einen Weg zu uns selber. Dieses Eintauchen in die Welt des Schiffes traf fast alle, nicht nur die Frauen, unvorbereitet. An Bord galt nur das reine Leben. Andererseits kenne ich keine andere Männergesellschaft, welche so durch ihre weiblichen Energien zusammengehalten wird, als die der Seeleute. Aber das wäre ein Thema für ein anderes Referat.

## 5. Die Jugendlichen

Wie bereits angedeutet entwickelte jede Gruppe ihre eigenen Muster des Verhaltens und der Kommunikation. So

hat ein Jugendlicher, der aus einem anthroposophischen Heim kam, die Geflogenheit eingeführt, dass die Gruppe von Punks in Ledermontur, jeden Morgen die Kollegen und das Team mit Händeschütteln zu begrüßen.

Das war für die Besucher fast ein Schock, weil sie die Ernsthaftigkeit dieser Geste nicht einordnen konnten.

Unter den rein männlichen Gruppen tauchte das Thema Gewalt in jeder Form auf. Der Umgang mit dem Thema war immer auch eine Herausforderung für das Team.

Auf einer Reise hatten wir die eine Hälfte Mädchen und die andere Hälfte Jungs. Im Unterschied zu den rein männlichen Gruppen war da auffällig, wie die Fragen rund um das Thema Gewalt in den Hintergrund traten, und die Paarbeziehung in den Vordergrund kam.

Ich möchte aus den Jugendlichen zwei Beispiele herausgreifen. Beide zeigen typische Verhaltensmuster und stehen stellvertretend für die ganze Gruppe.

### *Thomas*

Der erste Jugendliche, nennen wir ihn Thomas, kam im Alter von drei Wochen in ein Heim. Thomas neigte zu Riesenwachstum und wurde im Alter von 16 Jahren mit Hormonen im Wachstum gebremst. Thomas war 2.15 Meter groß, mit sehr schlanker, um nicht zu sagen magerer Statur. Thomas kam etwas später zu der Gruppe und hatte schon aus diesem Grund einen schweren Stand in der Gruppe.

Das Outfit von Thomas war sehr auffällig. Ein grellgrünes Neon Stirmband schmückte seinen Kopf, zusätzlich zu der Irokesenfrisur. Ein leuchtend rotes T-Shirt umflatterte seine schmale Brust wie eine Fahne den Mast. Seine Hosen waren ein knalliges Gelb, und der breite Nietengurt saß so tief wie der Colt von John Wayne. Seine Füße steckten in nicht zu übersehenden Westernstiefeln der Größe 56.

Thomas weigerte sich am Anfang, sich in die Gruppe einzufügen und nässte

alle eineinhalb bis zwei Wochen das Bett. Dieser Geruch förderte nicht die Zuwendung der Jugendlichen. Körperhygiene war für ihn ein Fremdwort. Seine Intelligenz war eher unterdurchschnittlich. Auffällig war sein unterschiedliches Verhalten im Hafen und auf See. In der Kleingruppe auf See konnte er sich viel besser einfügen und seine Aufgaben einigermaßen verrichten. Im Hafen war er immer am Rande der Gruppe und sein Verhalten eher schwierig. Es kam immer wieder zu verbalen Auseinandersetzungen.

Durch seine Größe und sein Verhalten waren Landgänge mit ihm etwas ganz besonderes. Es war auch für mich nicht immer einfach, da man mit ihm überall aufgefallen ist, und die Leute einem nach starrten. Wir feierten im Team die kleinen und grösseren Erfolge mit Thomas. Zum Beispiel als wir Thomas dazu bewegen konnten, weniger auffällige Kleider zu tragen, zweimal in der Woche die Zähne zu putzen und sich gelegentlich zu waschen. Mit seinem Betreuer entwickelte Thomas ein gutes Verhältnis, das ihn zu immer neuen Veränderungen anspornte. Er machte uns zusehends Freude und die Integration in die Gruppe kam voran, doch sein Verhältnis zu beiden Frauen im Betreuer-Team war eher schwierig und von heftigen verbalen Attacken gekennzeichnet.

Durch seine Größe war seine Wahrnehmung immer wie bei den Doppelstockbussen in London. Er oben, und ich unten, mit den entsprechend unterschiedlichen Wahrnehmungen. In Spanien musste er sich an der Bar immer hinknien, um mit dem Kopf in etwa auf gleicher Höhe mit den anderen Gästen zu sein. Er wurde auch immer von den Leuten richtig angestarrt, was dazu führte, dass niemand mit ihm auf Landgang wollte.

Thomas blieb in den Gesprächen sehr verschlossen: Unter einer ruhigen Oberfläche war viel Wut und Aggression zu spüren. Wir wussten, dass Thomas viel Zurückweisung erfahren haben musste. Seine Mutter gab ihm eine Adresse in Norddeutschland, an die er all seine Post sandte. Doch er wusste,

dass die Mutter in der Nähe von Schaffhausen lebte.

Auf den Kap Verden freundeten sich die Jugendlichen mit der Besatzung eines Deutschen Bergungsschleppers an. Solche Schlepper sind überall dort auf den Meeren anzutreffen, wo die Möglichkeit besteht, Schiffe, die in Seenot geraten, zu bergen. Mit zwei Bergungen pro Jahr haben sie gut verdient. In den Bereitschaftszeiten ist nur der Funker beschäftigt. Die Mannschaft weiß wenig mit sich anzufangen, und da ist Alkohol nicht weit. Die Jugendlichen waren schon mehrfach auf dem Schlepper und klönten oder spielten mit der Mannschaft Kartenspiele. Am dritten oder vierten Abend floss reichlich Schnaps, und auf dem Heimweg im Beiboot gab es unter den Jugendlichen Krach. Der Streit eskalierte, Thomas zog ein Messer und verletzte einen anderen Jugendlichen schwer am Ohr und fügte ihm auch eine Schnittwunde am Arm zu. Dieser Vorfall riss bei Thomas tiefe innere Wunden auf. Es war noch schwieriger mit ihm in Kontakt zu kommen. Schlussendlich wurde die Therapie von Thomas auf dem Schiff abgebrochen. Die Aggression lief vor allem gegen die Frauen in dem Betreuersteam und löste viele Ängste aus. Ich war der Einzige, der auf ihn noch Einfluss hatte. Das war für uns beide eine sehr intensive Zeit. Er bat mich, ihm zu helfen, einen Brief an seine Mutter zu schreiben. Sinngemäß ging es darum, dass er ein Jahr arbeiten will, um seine Mutter im nobelsten Restaurant von Zürich, der Kronenhalle, zum Nachtessen einladen zu können. Einzige Bedingung war, dass die Mutter ihm eine halbe Stunde zuhört. Er wollte ihr einfach mal sagen, was so in ihm vorgeht. Die Erarbeitung dieses Briefes war etwas vom Bewegten, was ich je erlebt habe. In dieser Situation hätte ich mir sehr gewünscht, dass ich mehr therapeutische Erfahrung gehabt hätte. Die Institutionen in der Schweiz organisierten für ihn zwei Wochen Ferien in Klosters. Aus diesen Ferien wurde er in die psychiatrische Klinik überwiesen. Ich habe ihn da besucht, aber er hat mich nicht erkannt. Ich bin der festen Überzeugung, dass er sich für das Schiff so etwas wie eine letzte Chance gab, um seinem

Leben einen Sinn zu geben. Seine Hoffnungen, die sich anfangs auf dem Schiff in Form der kleinen Schritte erfüllten, führten dann aber doch nicht zu dem ersehnten Erfolg. War es für ihn einfacher, den Schritt in die Psychose zu machen, als sich der Enttäuschung zu stellen? Es erschien mir wie ein Wechsel in eine andere, für ihn erträglichere Welt.

*Paolo*

Der zweite Jugendliche, ich möchte ihn Paolo nennen, hat einen anderen Hintergrund. Paolo ist ein Jugendlicher in zweiter Generation von Einwanderern aus Italien. Er hat früh seinen Vater verloren und lebte mit seiner Mutter und seinen beiden Schwestern in Zürich. Paolo war viel mit anderen Secondos in der Stadt unterwegs. Als er aufs Schiff kam, war er 15 Jahre alt. Wenn man ihn sieht schätzt man ihn wesentlich älter ein durch seine Art, sich wie ein italienischer Gigolo zu kleiden. Paolo hat mit 13 Jahren irgendwie zwei Prostituierte organisiert, die für ihn arbeiten. Damit sorgt er dafür, dass seine Schwestern studieren können. Niemand fragt nach, woher Paolo sein Geld hat. Bei einer Polizeirazzia im Milieu wird er von der Sittenpolizei aufgegriffen. Mutter und Sozialamt sind von der Situation überfordert, und so kommt Paolo aufs Schiff.

Für Paolo gibt es auf dem Schiff zwei Leben: Das Leben auf See und das Leben im Hafen. Auf See ist Paolo ein fröhlicher, lebenslustiger Bub, der oftmals nicht weiß, was er mit seiner übersprudelnden Energie anfangen könnte. Mir ist immer noch dieses Bild vor Augen, wie er am Ruder, die italienische Gastlandflagge an seiner Bluse befestigt und mit einem Arm nach außen hält, mit der anderen Hand steuert und dazu Arien von Verdi singt.

Kaum kommt der Geruch von Land auf, verändert sich Paolo. Aus dem Buben wird ein melancholisch abgeklärter Stenz, der sich langweilt und irgendwie des Lebens überdrüssig ist. Gel in die Locken, die italienische Designjacke montiert und Paolo ist wie aus dem Film „Rocco e sui fratelli“ von Visconti. Die

Frauen in den Häfen reagieren sehr stark auf ihn. Das ist auch ein zentrales Thema der Gespräche. Sein Kontakt bleibt an der Oberfläche. Er identifiziert sich sehr mit mir, respektive seinem Bild, das er auf mich projiziert. Das geht soweit, dass er aus der gewaschenen Wäsche Hemden und meine Takelblusen zum Gebrauch entwendet, was zu intensiven Reibungsflächen zwischen uns führt. Sein Überprüfen ob das, was ich sage auch hält, stellt mich auf eine harte Probe. Wie ich schon gesagt habe, diese Momente sind es, in denen für mich immer wieder die Frage entstand: Wer fordert hier wen? Es war wie bei der Seefahrt: Sich gegen das Meer zu stellen, führt zum Zusammenbruch, weil die Energie, um zu bestehen, nicht ausreicht. Also gibt es nur die Möglichkeit mit den Energien zu gehen. Dieses Miteinander tanzen – sowohl mit den Jugendlichen, als auch mit dem Meer – hat mir und den Jugendlichen geholfen. Meine Lust, eine andere Art von Autorität zu leben, gab die Chance für die Jugendlichen zu einer anderen Art von Umgang mit Hierarchie.

## 6. Grenzen des Schiffes als Therapieraum

Die Grenzen und Möglichkeiten des Schiffes als Therapieraum werden durch das Meer gegeben. Förderlich ist die Situation an Bord. Der beschränkte Raum schafft Nähe, welche einen permanenten Prozess in Gang setzt. Die Spannung zwischen der Enge des Schiffes und der unendlichen Weite des Meeres spannt einen Bogen, der jeden Menschen an sein Innerstes führt.

Das Leben an Bord war Therapie. Die Kombination aus allem, das war die Therapie. Da gab es nicht eine Welt der Betreuer und eine Welt der Jugendlichen. Klar gab es Unterschiede, aber der Kern war die gemeinsame Gestaltung des Alltags. Normalerweise gibt es in einer Therapie ein Setting, in dem der Therapeut bewusst Interaktionen steuert. An Bord war ein solches Setting nur beschränkt möglich. Das Leben an Bord ist eine netzwerkartige Verflechtung von den gegenseitigen Beeinflussungen. Heute würde man vielleicht von ganzheitlichen Ansätzen reden. Die Erwachsenen

konnten nur wählen zwischen dem sich Einlassen, und dadurch Teil des Ganzen werden, oder dem sich Nicht-Einlassen, und daher nur ein Teil zu bleiben. Dieses sich selber ausschließen wurde von den Jugendlichen registriert und nur teilweise akzeptiert.

Ich sehe die Grenzen des Schiffes als Therapieraum vor allem in der Begrenzung der Möglichkeiten in Bezug auf die Therapigestaltung an Bord. Ich finde die Zeit an Bord ist eine Erfahrung, welche die Menschen zu sich bringt, die bestehenden Panzerungen aufbricht und dadurch einen guten Einstieg in eine Therapie möglich macht. Ich meine aber auch, es ist nicht eine Möglichkeit für jede Frau oder jeden Mann.

Die größte Einschränkung erfährt ein solches Projekt durch die Anforderungen an die Betreuer. Die Ansprüche und die Belastungen sind sehr hoch. Die Anforderungen an den Kapitän verlangen viel Idealismus. Von den Betreuer wird ein extrem hohes Engagement verlangt, und die Entlohnung ist klein, um nicht zu sagen erbärmlich. Aus diesen

Randbedingungen erfolgen eine hohe Fluktuation und ein hoher Wissensabfluss.

Das Schiff ist idealerweise ein altes Schiff ohne technischen Schnickschnack. Dort, wo mit der Mannschaft – also mit den Jugendlichen – eine echte Zusammenarbeit erforderlich ist, geschehen die besten Erfolge. Eine Yacht kommt nicht in Frage. Ein altes Schiff erfordert vom Kapitän aber die klassische Seemannschaft, und das macht den Kreis möglicher Kandidaten nicht größer.

## 7. Fazit

Das Schiff ist ein guter Platz für verhaltensauffällige oder dissoziale Jugendliche. Ich denke, dass dort eine hervorragende Zeit ist, um sich im Leben neu zu orientieren und mit sich selber einen anderen Umgang zu finden.

Wenn man nach den Erfolgen fragt, ist zuerst zu definieren, was man unter Erfolg versteht. In Anbetracht der Einstufung der Jugendlichen durch die Be-

treuer und Versorger als Fälle mit wenig Chancen waren wir sehr erfolgreich. Wenn das Ziel eine autonome, innerhalb des Gesetzes verlaufende Lebensgestaltung ist, kann man sagen, dass ein Drittel sofort diesen Weg gewählt hat, ein Drittel eine Ehrenrunde mangels Nachfolgeprojekt gewählt hat und ein Drittel mangels Nachfolgeprojekt nicht wusste, wohin mit diesen guten Gefühlen und der Energie nach dem Törn. Es fehlte die innere Konsequenz, die nötigen Schritte mit dieser Energie zu vollziehen, und so wurde der Weg in die alten Muster vorübergehend vorgezogen. Dass der Verein damals keine vernünftigen Nachfolgeprogramme initiierte, war für mich ein wichtiger Grund für mein Aufhören.

*Anschrift des Verfassers:  
Peter Winzeler  
Alexanderstr. 38  
CH-7000 Chur  
p.winzeler@moins.ch*